

Mein Garten EDEN



Ein Leben lang glücklich sein

In diesen Tagen ist mein Garten keine seelische Labsal. Zurechtgestutzt und kahl erscheint er mir wie ein Tier, das geduldig das Sterben erwartet. Gestern, nach der ersten Frostnacht, entdeckte ich im Raureif eine kleine Spur: Ein Igel hat sich da wohl in den Laubhaufen an der Ecke begeben, um die erste Etappe seines Winterschlafs zu halten. Igel wachen ja manchmal in wärmeren Phasen auf, gehen ein bisschen spazieren und schlafen wieder ein.

Aber ich komme vom Thema ab: Ich habe mir vorgenommen, einmal großflächig zu überschlagen, was mich der Garten so das Jahr über kostet. Fangen wir an mit den Rosen, die ich im April neu gepflanzt habe. Elf Stück, das Stück zu 12,50 Euro. Alte englische Rosen, mehlauffrei und duftend. Nun, der Rosenmonat Juni war diesmal total verregnet. Meine Engländerinnen entwickelten sich nicht so schön. Gekostet haben sie 137,50 Euro.

Zehn Geranien 45 Euro. Zwölf Petunien 24 Euro. Zwei Margeriten, wie jedes Jahr am Samstagmittag bei Tengelmann auf den halben Preis heruntergehandelt, weil sie sonst verurstet wären – neun Euro. Spezialrosenerde 50 Euro. Torf für die Rhododendren 45 Euro. All die Samentüten, die ich so nach und nach heimgeholt habe, will ich nicht berechnen. 40 Gladiolen zu 20 Euro muss ich noch in Rechnung setzen. Die Löwenmäulchen, Astern und Sosmeen zähle ich mal nicht. Sie haben bis in den Oktober hinein geblüht. Zu erwähnen sind noch drei toskanische Terracottatöpfe für 90 Euro. Ich hätte ja gern welche mit farbiger Glasur und maleischen Rankenmotiven gehabt, aber man kann sich leider nicht alles leisten.

Immer wollte ich Gartenleuchten haben, die im Abenddunkel zwischen den Stauden hervorschimern. Jetzt gibt es sogar Kugeln, die man in einen Baum hängen kann und die mit Batterie nicht nur leuchten, sondern auch Mozarts Kleine Nachtmusik spielen. Habe ich in einer Gartenzeitschrift gesehen. Aber ich weiß nicht, ob ich die Musik wirklich will. Dann höre ich die Geräusche nicht mehr, die die Insekten und die Igel machen. Jetzt in der Kälte ist alles so still. Das Herz tut mir weh vor Sehnsucht nach dem Frühling. Noch so lange hin.

Kurz und gut – die Pracht im Garten hat mich 420,50 Euro gekostet, grob gerechnet. Hätte ich nicht so hoch geschätzt. Aber ich will nicht klagen, das wäre undankbar. Ein paar Hängebegonien kommen noch dazu und eine Fuchsie, aus der nicht viel geworden ist. Schluss jetzt. Wie heißt es doch in einem chinesischen Sprichwort: „Willst du eine Stunde glücklich sein, dann betrinke dich. Willst du drei Tage glücklich sein, dann heirate. Willst du eine Woche glücklich sein, dann schlachte ein Schwein. Willst du ein Leben lang glücklich sein, dann werde Gärtner.“ Auch wenn's was kostet, oder?

URSULA FRIEDRICH

VON ARIANE BEMMER

Und dann steht der Mensch da, vor der großen glatten Glasür des großen modernen Hauses und weiß nicht, was tun. Ziehen oder drücken? Dieser Moment ist kein wirklich großes Drama, doch steckt er voller Unbehagen. Wieso weiß ich nicht, wie die Tür aufgeht? Liegt es an ihr? Oder an mir? Bin ich gar in diesem Haus nicht willkommen?

Fragen, die eine gute Tür in einem guten Haus nicht stellen würde. Das jedenfalls ist der Befund des Facharztes, der es nicht weit hat, er arbeitet hier. Die trübe Diagnose lautet: missglückte Architektur. Die Therapie: „Drücken“-Schilder anbringen. Präventiv hätte man Griffe montieren sollen, die zum Drücken animieren, etwa waagerechte Strebene, die zur Türmitte dicker werden.

Der Facharzt ist Professor Dr. rer. nat. habil. Peter G. Richter, kein Mediziner, wohl aber Psychologe und Wissenschaftler an der Technischen Universität Dresden, spezialisiert auf Arbeits-, Organisations- und Architekturpsychologie. Von daher also befugt, Häuser auf die Couch zu legen, was kein Witz ist. „First we shape our buildings, then they shape us“ („Erst formen wir unsere Gebäude, dann formen die uns“). Diese Einsicht wird Winston Churchill zugeschrieben. Gibt es zu viele menschenunfreundliche Häuser, wirkt das nachteilig auf den Umgang der Menschen miteinander.

Das Psychogramm eines menschenfreundlichen Hauses allerdings kann Peter Richter nicht bieten. Nur Versatzstücke, Einzelinformationen, zusammengelesen aus den noch wenigen Studien, Befragungen, Untersuchungen des jungen akademischen Faches. „Das ideale Haus für alle gibt es nicht“, sagt Richter. Dafür sei der Mensch viel zu individuell.

Jenseits der Forschung bemühen sich bundesweit rund 25 architekturpsychologische Berater um Harmonie zwischen Sein und Stein. Wie Ursula Sieber aus Schwabing, München. Viele Menschen seien so eingefahren in ihren Abläufen, dass sie nicht mehr allein erkennen würden, was man verbessern könne, sagt sie. „Da setze ich an und stelle die Fragen, auf die meine Kunden nicht mehr kommen.“ Oft höre sie auch: Das muss doch so sein. Dann haut sie auf den Tisch. Muss es nicht! Wieso richten Sie sich nach den Steckdosen? Verlegen wir die!

Als grundsätzlich soziophil gilt heute: ein Haus, das Gemeinsamkeit schafft, indem es Räume nicht an lange Flure reiht, sondern um einen zentralen Flur gruppiert: Eine Studie in einem Studentenwohnheim ergab, dass Korridor-Anwohner schon nach wenigen Wochen gleichsweise „sozial defensiv, interaktionsscheu und misstrauisch“ waren. Ein Haus, das viele gleich große Zimmer bietet, unter denen der Mensch sich unvoreingenommen eins zum Wohnen, eins zum Schlafen, eins zum Arbeiten und eins fürs Kind aussuchen kann. Ein Haus, das Aussicht ins Grüne hat. Und um einladend zu sein, muss ein Haus auch Orientierung geben. Am Eingang und im Inneren. Wo bin ich, wie erreiche ich mein Ziel und wie komme ich wieder hinaus, das muss stets klar sein. Durch bunte Etagen, Hinweisschilder, Leitsysteme, es gibt da einiges. Die Technische Universität Dresden am Zelleschen Weg 17 allerdings, das Haus, in dem Richter arbeitet, kommt mit seinen indifferenten Glastüren und unzähligen langen gleichförmigen Gängen diesem Bedürfnis so gar nicht nach, was dem habilitierten Psychologen ein Kichern entlockt. „Ich arbeite hier schon gut zehn Jahre“, sagt er, „und laufe heute noch an meinem Büro vorbei.“

Wie dramatisch es ausgehen kann, wenn Häuser kein einziges soziophiles Kriterium erfüllen, zeigte sich vor 35 Jahren in den USA, in St. Louis, Missouri. Da



Untherapierbar. Die Mammut-siedlung Pruitt Igoe in St. Louis, USA, kam bei den Mietern überhaupt nicht an. 1972 wurde sie komplett gesprengt.

Foto: Bettmann/Corbis

# Macht kaputt macht was euch macht

Wer im falsch geplanten Haus lebt, wird „sozial defensiv und misstrauisch“. Was Architekturpsychologen über richtiges Wohnen wissen.

verschwand erstmals eine ganze Siedlung in einer gigantischen Staubwolke. Sie hieß Pruitt Igoe. 33 elfstöckige Hochhaus-scheiben, verbunden durch lange, teils unbeleuchtete Gänge. Die Bewohner fühlen sich in der Gleichförmigkeit weder wohl, noch ließ die ihnen Platz für individuelle Ideen. Es wurde randaliert und demoliert, Gangs terrorisierten die Mieter, dann kamen die Dealer. Die Siedlung wurde am 16. März 1972 gesprengt, da war sie keine 20 Jahre alt. Für den Architekturtheoretiker Charles Jencks war das der Tag, an dem die moderne Architektur starb. Aber es war auch die Mahnung, den Menschen nicht ganz zu ignorieren beim Planen seiner Unterkunft.

Bis dann die Architekturpsychologie ein Thema und ein Fachbereich an Hochschulen wurde, vergingen viele Jahre. 2004 erschien von Peter Richter ein Lehrbuch, es war das erste in deutscher Sprache. Darin steht auch, wie der Mensch seine Umwelt wahrnimmt. Hat er, wie ein Tier, Territorialverhalten, braucht er ein Revier? Ja, sagen die Theoretiker, in abgestufter Form: Das eigene Zimmer ist wichtiger als der Platz auf der Parkbank. Wie wirkt eine Zeile optisch gleichförmiger Häuser auf die Mieter? Negativ, weil sie von der Straße aus ihre Wohnung nicht erkennen und sich austauschbar fühlen. Auch Farben beeinflussen: Der Mensch hat in roten Zimmern zehn Herzschläge

mehr als in blauen. Wo Wissenschaftler Richter zögert, weil alle Studien Fragen offen lassen, gerät Praktikerin Sieber in Fahrt und kann sich auch nach Jahren noch aufregen. Über Wohnungen, von denen drei Zimmer eins groß ist (Wohnen), eins dunkel (Schlafen) und eins klein (Kind). Wie bevormundend! Über Wasserhähne, die schmutzckenbildend am Waschbecken befestigt sind, statt aus der Wand zu kommen. Wie gedankenlos! Über fehlende Abstellkammern, enge Küchen, Bäder ohne Fenster oder Vier-Zimmer-Wohnungen ohne Extra-Toilette. „Man fasst sich an den Kopf“, sagt sie.

Die 67-Jährige kommt wie Richter aus der Psychologie, seit 14 Jahren gibt es ihr Büro „Qualität“. Gerade berät sie einen Frauenverein, der in seinen Büroräumen die kleine Küche neu einrichten will. Sie ist hingefahren und hat den Frauen zugeguckt, wie sie die Küche nutzen. Wann wird gekocht, was muss schnell erreichbar sein, wo geht man oft lang, welcher Handgriff ist umständlich, wann muss man sich bücken, wo stößt man sich gar.

Das sei aber keine bloße Einrichtungsberatung, die oft vom Angebot ausgehe.

Das sei Psychologie, weil sie sich um die Ergründung der Nachfrage kümmere: Was genau will der Kunde eigentlich?

Um ein Zimmer so einzurichten, dass man sich darin wohlfühlt, brauche man Zeit. Erstmals nur das nötigste hineinstellen und darin herumlaufen, rät Sieber. Spüren, wo was fehlt. Nicht vorm Umzug die Couchgarnitur kaufen und die neue Wohnung „totmöblieren“. Wenn man genau prüfe, wie man sich bewege, vermeide man Irrtümer: den „bescheuerten“ Tisch vorm Sofa beispielsweise. Eine Ablage, an die man, sitzt man erst mal bequem, nicht mehr ran kommt. Ihrer Mutter hat sie den Couchtisch weggenommen und durch einen Teewagen ersetzt, der sich herbeirollen lässt, wenn man ihn braucht. So sei es richtig: Der Mensch soll den Raum und die Dinge darin beherrschen, dann fühle er sich wohl, sagt sie.

Zu diesem Machtverhältnis gab es eine Untersuchung in den sehr bunten, sehr runden Wiener Häusern des berühmten Architekten Friedensreich Hundertwasser („Die gerade Linie ist gottlos“). Was zunächst viele Menschen anzog, vertrieb sie genauso schnell wieder: Das ausgefallene Haus ließ ihnen zu wenig Platz, den eigenen Geschmack zu verwirklichen.

Anders sieht es aus in einer ebenfalls in Wien untersuchten tristen Hochhaus-siedlung in Alt-Erlaa. Dort gibt es kaum Leerstand, und als man Gründe dafür suchte,

fand man Läden, Sportplätze und sogar Swimming Pools auf den Dächern. Das ergab für die Mieter viele Möglichkeiten, Nachbarn zu treffen oder sich aufzuhalten, so dass sie sich wohlfühlten.

Auch aus den Tiefen der Psychologie kommt eine Erklärung für Wohnzufriedenheit. „Was den Menschen als Kind umgibt, beeinflusst ihn ein Leben lang“, sagt Peter Richter. Wer zwischen Blümchentapete und Schrankwand aufwuchs, müsse nicht erschrecken, wenn er im Alter dort wieder sitzt. Mit ein Grund dafür, dass Aussteiger im Rentenalter in der Fremde nur selten glücklich werden.

Die Klärung der Frage: „Was will ich eigentlich?“ ist aber kein Garant für Harmonie zwischen Haus und Herrn, denn es kann gelogen werden. Da besteht der ehrgeizige Feierabendkoch auf der Bulthauptküche, obwohl die den Raum sprengt. Oder der Yuppie auf dem Palast am Elbbang, der allein sein Ansehen steigern soll. Peter Richter zupft in seinem vollgestellten Dresdner Professorenzimmer am Pullover. „So wie ich ja auch im schwarzen Rolli zur Arbeit komme, um mich den Architekten näher zu fühlen“, sagt er und lacht. Es sei menschlich, wenn man sich beim Bauen oder Kaufen an einer Wunschvorstellung orientiere – „am Ideal-Ich, statt am Real-Ich“. Aber unter psychologischen Gesichtspunkten führt das meist zu missglückter Architektur.



Die große Liebe finden. Mit Sicherheit.